

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das Schiff „Zufall“.

Von Mac Narrator.

Das Schiff „Zufall“ verließ Glasgow am 6. September 1809. Es war nach einem fernen Hafen bestimmt und trug Gold und Silber an Bord. Seine Besatzung bestand aus 22 Mann, einen Kaplan, einen Rechtsanwalt und den Eigentümer der unschätzbaren Ladung inbegriffen.

Das Wetter war schön und der Himmel klar, die See ruhig und der Wind günstig. Und dieses schöne Wetter dauerte etwa eine Woche lang an. Dann aber, als sich die „Zufall“ inmitten des Ozeans befand, erhob sich ein schrecklicher Sturm, der mehrere Tage hindurch tobte und die „Zufall“ wie ein Stückchen Kork auf zornigen Wassern herumschleuderte. Als sich das Wetter wieder aufgeheitert hatte, fand der Kapitän, daß das Schiff seinen Kurs verloren habe.

Wochenlang suchte die „Zufall“ nun auf fremden und trügerischen Meeren Weg und Ziel vergeblich. Die Vorräte schwinden, waren endlich völlig aufgebraucht, und der Besatzung bemächtigte sich Verzweiflung. Sollten nicht alle verloren sein, so blieb nichts übrig, als einen aus ihrer Zahl zu töten und sein Fleisch zu verzehren. Der Entschluß war furchtbar, doch schien er unvermeidlich.

Früh am nächsten Morgen, gerade als die Männer durchs Los entscheiden wollten, wessen Leben geopfert werden müsse, ließ der Ruf des Rechtsanwaltes Archibald Pennyworth: „Land! Land!“ die Augen der unglücklichen Mannschaft in die Ferne schauen. Ja, dort zeigte sich Land!

Die „Zufall“ stieß eine unbekannte Insel an. Die Männer traten aus dem Schiffe. „Wir sind gerettet,“ riefen sie. —

Das drängendste und unmittelbarste Problem war das der Nahrung. Zum Glück besaß die Insel üppige Vegetation. Und so gingen ein paar von den Leuten auf Erkundigung aus, was denn auf der Insel Genießbares wüchse. Die Schar kam bald zurück und brachte wilde Ziegen mit, die auf einem nahen Hügel geweidet hatten. Auch gab es wilde Früchte in Menge, ebenso fanden sie viele Arten Nüsse.

„Alles, was wir zu tun haben, ist, der Insel unsere Arbeit zu geben, bis wir einmal befreit werden!“ so sprach Charles Stewart, der alte Seemann.

„Ja, so ist es!“ stimmten alle Seeleute ihm zu.

Während die Seeleute sich entschlossen, den Kampf mit der Insel aufzunehmen, beschloßen die drei Angehörigen der übergeordneten Menschenklasse, nämlich der Kaplan, der Rechtsanwalt und der Besitzer der Gold- und Silberschätze, sich zu Eigentümern der Insel zu machen. Denn die Bodenbearbeitung sagte ihnen nicht recht zu. Und das war erklärlich. Sie wollten nicht nur nicht arbeiten, sondern auch noch die Arbeit der anderen überwachen. Sie fanden sich also zu heimlicher Bepfropfung in einem nahen Walde zusammen, und nun eröffnete Archibald Pennyworth, der Rechtsanwalt, seinen Plan: „Ich will die Eigentumsrechte an dieser Insel beanspruchen auf Grund der unbestreitbaren Tatsache, daß meine Vorfahren vor hundert Jahren dem König von Spanien darin beistanden, etliche hunderttausend Indianer abzufschachten. Ich will behaupten, der König von Spanien habe deshalb meiner Familie in Ansehung ihrer außerordentlichen Verdienste um König und Vaterland diese Insel als dauernden Besitz erbeigentlichlich zugesprochen.“

„Und nun, mein lieber Reverend Mockery,“ sagte Pennyworth zu dem guten Kaplan, „nun mußt du meinen Anspruch befätigen, indem du erklärst: es sei Gottes Wille, und der Obrigkeit müsse gehorcht werden! Das wird die Gemüter der Burschen in Verwirrung bringen — und meine Eigentumsrechte sind gesichert!“

Und dann, zu dem Finanzmann sich wendend, dem Herrn über Silber und Gold, der sich gegen einen Baum gelehnt hatte und reichlich schwermütig und verbüstert dreinsah, sagte er: „Ist die Insel erst einmal in meinem Besitze, dann wollen wir das Gold und Silber dazu benützen, um die Seeleute für ihre Arbeit zu bezahlen. Und

wie die Insel in unserem Besitze ist, wird es dann auch das Gold und Silber sein!“

„Eine glänzende Idee, Archibald, eine glänzende Idee!“ rief der Finanzmann, dem die Lebensgeister wiederkehrten. Er klopfte Pennyworth anerkennend auf die Schulter.

„Also, wir sind alle einig, nicht wahr?“ fragte Archibald.

„Wir sind es!“ antworteten ihm die Freunde.

Und die drei verließen den Wald, um ihren Plan den Seeleuten zu eröffnen. —

Die rote Scheibe der flammenden Sonne sank langsam, als sich die verlorene Mannschaft der „Zufall“ vor einem großen Felsen nahe der Küste versammelte, um die drei übergeordneten Persönlichkeiten sprechen zu hören. Eine kühle Brise rauschte durch die Blätter eines Baumes, aus dessen Geäst ein schöner Vogel süße, bezaubernde Melodien vernehmen ließ. Bald gossen auch die Sterne ihren sanften, goldenen Glanz erdenwärts.

Archibald bestieg den Felsen und seine Freunde begleiteten ihn. Und nachdem er in wohlgelehrt und kluger Rede den Anspruch seiner Eigentumsrechte an der fruchtbaren Insel vorgebracht hatte, rief der gute Kaplan Mockery zur Bekräftigung dieses Anspruches den unerforschlichen Willen Gottes an.

Aber da geschah es, daß die Seeleute allen Worten und Ansprüchen gegenüber taub und unbehörbar blieben.

Dann bestieg Bassar, ein Seemann, der in seinem Leben manches Buch gelesen und manche Gedanken über die Menschen und ihr Recht an der Erde zu Ende gedacht hatte, den Rednerfelsen und sagte etwa dies:

„Meine Herren! Sie können Ihr Gold und Silber behalten, denn es ist uns zu nichts nütze — wir können es nicht essen. Um auf dieser Insel leben zu können, dazu ist nötig, daß man arbeite. Denn es verlangt Arbeit, die Ziegen zu melken, die Früchte zu pflücken, die Bäume zu fällen, das Holz zu spalten und Hütten daraus zu bauen. Diese Insel gehört denjenigen, die sie bebauen und bewohnbar machen. Wir Seeleute haben uns deshalb zu verschiedenen Arbeitsgruppen zusammengeeinigt, wir wollen die Arbeit leisten. Sie, meine Herren, haben nun die Freiheit, sich der Arbeitsgruppe anzuschließen, die Ihnen am besten zusagt. Aber, hören Sie: wenn Sie nicht arbeiten, werden wir Sie nicht ernähren!“

Diese Rede überrasschte die übergeordneten Persönlichkeiten nicht wenig, doch blieb ihnen auf jener Insel keine Wahl, als sich dem Beschluß der Mehrheit zu fügen. Und dieser Beschluß zwang sie zur Arbeit.

Doch als sie von jenem Felsen hinweggingen, da sagte der Finanzmann seufzend zu seinen Freunden: „Es ist ein Jammer, zu sehen, wie schlichte Leute durch Bücherlesen und Nachdenken verborgen werden!“

Die Luddisten (Maschinenzerstörer).

Aus dem im Druck befindlichen 4. Teile der „Mittermeinen Geschichte des Sozialismus“ von Dr. Meer. Der hier zum Abdruck gelangende Abschnitt dürfte zum Verständnis von Ernst Tollers „Maschinenstürmer“ beitragen.

Was Handwerker und Manufakturarbeiter seit dem 16. Jahrhundert befürchtet hatten, überfiel sie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts: eine Invasion von ehernen Dämonen, die das Unehhrwürdige rasch verdrängten, die gewandteste Menschenhände sahmelgten, Reichtum und Elend verbreiteten. Mit Staunen und Schrecken blickte das in Elendstiefen versinkende Proletariatsgeschlecht auf die vielarmigen, rastlosen, scheinbar mit unsterblichen Kräften ausgerüsteten Maschinen, und in aller Stille ging das Wort vor Mund zu Mund: Vereinen wir uns und zerstören wir sie, solange ihre Zahl noch gering und ihr Lebensalter noch in der Kindheit steht. Lassen wir sie ungestört sich vermehren und wachsen, so werden sie zu absoluten Herren und wir zu ihren Sklaven.

Umgeben von den Wundern der Wissenschaft und Technik, von allerhand Maschinen als täglichen Erscheinungen und Gebrauchsgegenständen, die das 19. Jahrhundert ins Leben einführte, kann

sich der Mensch des 20. Jahrhunderts kaum eine Vorstellung von den Seelenstimmungen machen, die der Aufgang des Maschinenzeitalters in seinen ersten Opfern auslöste. Noch bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es gebildete Engländer, die die Maschinen als krankhafte Ausgeburten des menschlichen Geistes und als ein Symptom der Dekadenz Englands betrachteten.

Das erste Gesetz gegen die Zerstörung von Maschinen und Zerstörung von Fabrikgebäuden wurde in England im Jahre 1769 erlassen. Es betrachtete derartige Handlungen als Verbrechen, auf die die Todesstrafe gesetzt wurde. Der Beginn der industriellen Revolution hatte schon um jene Zeit einen Umschwung der staatlichen Auffassung über den Wert der Maschinerie hervorgebracht. Ungeachtet der drakonischen Strafen wuchs die Zahl der Maschinenstürmer in Mittel- und Nordengland. In Nottingham soll ein gewisser Ned Ludham oder Ned Lud einen Strumpfwirlerstuhl zerstört haben. Seine Tat fand Nachahmung in Lancashire, und die Maschinenstürmer wurden nach und nach als „Luddisten“ bekannt.

In den Jahren 1811 bis 1812 wurde der Luddismus zu einer Massenbewegung, die sowohl politische wie wirtschaftliche Ziele verfolgte. Die herrschenden Klassen wurden durch die luddistischen Ausschübe alarmiert, so daß die Regierung einen Gesetzentwurf über Maschinenzerstörungen einbrachte, der derartige Handlungen mit dem Tode bestrafte. Bei der zweiten Lesung im Oberhause im Februar 1812 war auch Lord Byron anwesend, der gegen den Entwurf eine flammende Rede hielt, in der er die Arbeiter verteidigte.

Der Entwurf wurde im März 1812 zum Gesetz erhoben, aber dieses hat ebensowenig wie das Gesetz vom Jahre 1769 die Maschinenzerstörungen verhindert, trotzdem es mit drakonischer Strenge gehandhabt wurde. Bei den Angriffen auf Maschinen und Fabriken kam es einige Male zum Totschlag, aber es war außerordentlich schwierig, die Täter zu ermitteln. Erst die Aussetzung hoher Geldpreise — einmal sogar die Summe von 2000 Pfund Sterling (40 000 Goldmark) — auf die Köpfe der Luddistenführer führte zum Verrat. Todesurteile gegen Luddisten wurden nur vom Gericht in York gefällt. Am 13. Januar 1813 bestiegen dort drei Arbeiter, darunter der Luddistenführer George Mellor, das Schaffott. Sie bewahrten bis zuletzt eine mutige Haltung; Mellor hielt eine kurze Ansprache vom Schaffott an die Volksmassen. In dem Bericht über die Hinrichtung bemerkte der „Annual Register“ (1813), daß Mellor und seine Leidensgenossen nicht wie Meuchelmörder ausfahen und daß sie unter anderen Umständen tüchtige Menschen geworden wären. Drei Tage später folgten ihnen fünfzehn Arbeiter: sieben vormittags, acht nachmittags hingerichtet. Die Schreckensurteile und die Hinrichtungen desorganisierten vorerst die Luddistenbewegung, jedoch erhobte sie sich nach und nach, und im Jahre 1816 war der Luddismus, der im Grunde genommen eine elementare revolutionäre Bewegung bildete, wieder im Schwung. Byron sagte sie ganz als eine solche auf und dichtete für sie am 16. Dezember 1816 ein „Sturmlied“, in dem er sie mit den Männern des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges vergleicht.

Aus dem Kuriositätenkabinett der Steuern

Neue Steuern sind gegenwärtig mehr denn je an der Tagesordnung, und man ist krampfhaft bemüht, Mittel und Wege zu finden, um für die immer gewaltiger anschwellende Schuldenlast einen Ausgleich zu finden. Schon viele Regierungen der Vergangenheit sind in der gleichen Verlegenheit gewesen wie die unsrige, und es hat auch nie an findigen Köpfen gefehlt, die Vorschläge für neue Steuern machten. Nicht jeder Phantast, der seine Ideen den Staatsmännern aufdrängen will, wird aber eine so geistreiche Antwort erhalten, wie jener französische Grandseigneur, der dem Finanzminister Ludwigs XIV., Colbert, allen Erstes den Vorschlag machte, die Intelligenz zu besteuern. „Ich verstehe, warum Sie diese Steuer vorschlagen“, erwiderte ihm Colbert, „Sie würden jedenfalls von ihr befreit sein“. Die praktischen Römer waren die ersten Steuererfinder, die alle möglichen Dinge mit Abgaben belegten. So mußte der Jüngling bei der feierlichen Verleihung der Toga, der Mannestracht, eine Summe entrichten, und es gab auch eine Steuer für alte Jungfern, wenn sie reich waren. Die Kloakensteuer des Kaisers Vespasian läßt den Satiriker Juvenal dem Herrscher die Worte in den Mund legen: „Gut ist der Geruch des Gewinns, woher der letztere auch stammt“. Das Tollste an Steuern leistete der römische Kaiser Michael Baphlago mit der Steuer auf die Luft. Die Bürger des Weltreiches mußten diese Abgabe leisten, nur weil sie zum Atmen die Luft einzogen. Das Mittelalter hat an kuriosen Steuern weniger geleistet, desto mehr aber die Epoche der absoluten Fürsten, die immer Geld brauchten und denen jeder Vorwand recht war, um ihre Untertanen zu schröpfen. Der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. ging da mit schlechtem Beispiel voran, und die deutschen Fürsten, die es ihm in allem nachmachen wollten, übertrumpften ihn darin sogar noch.

Friedrich I. von Preußen, der sehr prunkliebend war und viel Geld brauchte, führte 1702 die Kopfsteuer für jeden Stand ein, und zwar zahlte er selbst und sein Haus die Steuer auch: der König jährlich 4000 Taler, die Königin die Hälfte, der Kronprinz 1000 Taler usw.; die Offiziere mußten ohne Unterschied einen ganzen Monatslohn entrichten; der Handwerksgehilfe zahlte 12 Silbergroschen, der Bauer 8 und selbst eine Tagelöhnerin 4 Silbergroschen. Berechtigter waren die Luxussteuern. So mußte jeder, der sich einen Wagen hielt, die Karossersteuer je nach der Eleganz seines

für wurde angeführt, daß durch die Wagen „das Pflaster der Residenz verdorben würde“. Für ihre hohen Frisuren zahlten die Damen die Fontangensteuer (Fontange = Frauentopfpuff) mit 1 Taler jährlich, und noch sehr viel mehr brachte die Perückensteuer in jenen Tagen, da jeder, der auf sich hielt, mit einer Allongeperücke erscheinen mußte. In Preußen entrichteten Hofleute und Staatsdiener bis zum Generalmajor hinab jährlich 2½ Taler für ihre Perücken, die anderen Beamten bis zum Major 2 Taler und die bis zum Sekretär 1 Taler. Kammerdiener, Kaufleute und Bürger zahlten 16 Groschen, Handwerksgehilfen, Vataien und andere „geringe Leute“ einen halben Taler. Eine zeitgemäße Umformung dieser Steuer war die Haarpudertage, die Pitt zur Zeit der französischen Revolution in England einführt, und die britischen Aristokraten ließen es sich etwas kosten, durch dickgepudertes Haar ihren Abscheu vor den „Naturköpfen“ der Revolutionäre zu bezeugen. Der erfinderische Pitt brachte auch die Fenstersteuer auf, die zur Zumauerung sehr vieler Fenster führte. Natürlich bekam auch Deutschland seine Fenstersteuer; so wurden z. B. in den Bistümern Köln und Lüttich zwei Groschen von jeder Glasscheibe erhoben. Es gab auch eine sogen. Jungfersteuer, die bestimmte, daß jedes Mädchen, das mit 20 Jahren noch nicht unter die Haube gekommen sei, bis zum 40. Jahre jährlich einen Taler zahlen müsse. Das sollte zum Heiraten anspornen. (!) Praktischer war die Hagestolzensteuer, die auch in einigen deutschen Kleinstaaten bestanden hat. Die in Preußen und anderwärts eine Zeitlang übliche Prinzessinnensteuer legte freilich den hohen Damen keine Geldbußen auf, aber das Volk mußte die Steuer bei jeder Verheiratung einer Prinzessin zahlen. Ein Reichsgraf hat in seinem Ländchen sogar eine Beinbruchsteuer erhoben, die der Landesherr, der das Bein gebrochen hatte, zur Bestreitung seiner Kurkosten erhob und auch nach glücklicher Herstellung noch weiter einzog, und schließlich wird auch eine allgemeine Laxiersteuer erwähnt, die festsetzte, daß jeder Bauer viermal im Jahre zwei Lot Sedliger Salz zum Abführen einnehmen und dafür eine bestimmte Summe entrichten mußte!

Kleine Fußleiden.

Praktische Winke für Ausflügler von Gustav Bartels.

In der Regel sind es nur kleine Fußleiden, die einem auf Ausflügen den Strich durch die Rechnung machen; zumeist Folgen einer mangelhaften Fußpflege oder auch einer unpassenden Fußbekleidung. Jeder Tourist versteht einen guten Schuh zu schätzen und er hütet sich wohl, einen längeren Marsch in neuen Stiefeln anzutreten. Mag der Schuh noch so gut gearbeitet sein, er muß sich doch zuerst dem Fuß im Gebrauch anpassen; das geschieht am besten auf kurzen Wegen, bei kleineren Ausgängen; allmählich schmiegt sich das Leder den Fußformen an; sind aber kleine Fehler vorhanden, so werden sie bei dieser Gelegenheit entdeckt und können rechtzeitig beseitigt werden. Erst wenn man die Schuhe „eingegangen“, kann man sie für weitere Marsche brauchen. Dagegen wird aber oft gefehlt. Viele erwerben dann die kleinen Fußleiden, viele aber leiden schon vorher an den Folgen unpassender Fußbekleidung.

Unter diesen sind am unschuldigsten, aber quälend genug, die Hühneraugen. Seit alten Zeiten werden zahlreiche Mittel zu ihrer Beseitigung empfohlen. Im besten Falle steht die Salizsäure, die eine hauterweichende Eigenschaft besitzt. Man wendet sie vielfach, in Kollodium gelöst, an und bestreicht mit dieser „Tinktur“, wie sie genannt wird, das Hühnerauge, die Masse trocknet sogleich an; mehrere Tage hindurch wiederholt man die Pinselung, bis sich eine dicke Schicht gebildet hat. Darauf nimmt man ein Fußbad und kann in diesem das Hühnerauge samt der Kollodiumschicht abziehen. Einfacher ist noch die Anwendung des grünen Salizsäurepflasters. Die Behandlung dauert gleichfalls einige Tage; das erweichte Hühnerauge läßt sich mit einem stumpfen Gegenstand herausheben. Nur zu oft wird aber geklagt, daß diese Mittel nur vorübergehend helfen und das Hühnerauge sogleich sich von neuem bildet. Das hat darin seinen Grund, daß die Haut an jener Stelle gereizt ist und zu stärkerer Wucherung neigt. Man muß also darauf achten, daß unmittelbar nach der kleinen Operation neue Reize vermieden werden. Daß ein drückendes Schuhwerk durch passendes ersetzt werden muß, ist selbstverständlich; außerdem aber muß man die zarte Haut mit Lanolin oder Vaseline einreiben und anhaltendes Gehen vermeiden. In den nächsten Tagen erweicht man die sich von neuem bildende Schwiele durch Fußbäder, auch ein Betupfen derselben mit einer Lösung von doppeltkohlensaurem Natron erweist gute Dienste. Bei konsequenter Durchführung dieser Behandlung schwindet das Hühnerauge schließlich vollständig.

Ein viel schlimmeres Leiden bilden eingewachsene Nägel, die namentlich an den großen Zehen vorkommen. Sie entstehen dadurch, daß durch den Druck des Oberleders vom Stiefel die Haut der Zehenspitze über die Nageldecke oder den Nagelrand gepreßt wird. Bei weiterem Wachstum bohrt sich der Nagel in die Haut ein, erzeugt nicht nur Schmerzen, sondern auch Wunden, die zu bösen Eiterungen führen können. Am Zustandekommen dieses sehr lästigen und bei Vernachlässigung auch gefährlichen Uebels ist nicht allein das Schuhwerk schuld, sondern vor allem ein verkehrtes Beschneiden der Nägel an den Zehen. Viele Menschen verfahren dabei ebenso wie beim Beschneiden der Fingernägel, sie geben dem Nagelrande die Form eines nach oben gerundeten Bogens, wobei die Ecken in den Hautfalten entfernt werden. Das ist aber verkehrt.

Man darf nur so weit beschneiden, daß der Nagelrand noch etwas über die Zehenspitze hervorsticht und auch seine Ecken frei heraussehen. Die Fingernägel soll man so: — beschneiden, die Nägel an den Zehen aber folgendermaßen: —. Beginnt sich ein eingewachsener Nagel zu bilden, so kan man ihn mit einiger Ausdauer sehr leicht beseitigen. Mit einer Stricknadel schiebt man unter dem Nagel, an der die Haut treffenden Stelle ein kleines Bäschchen Verbandwatte derart, daß es den Nagelrand überragt und eine Schutzdecke zwischen ihm und der Haut bildet. Ist aber der Nagel schon so weit eingewachsen, daß die Haut verwundet wurde und Eiterbildung sich zeigt, so ist sofort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Durch den Druck des Schuhzeugs, mangelhafte Pflege, seltene Auswuschungen können die Nägel an den Zehen oft übermäßig dick und hart, geradezu klauenartig werden. Sie bereiten dann unerträgliche Schmerzen. Die Behandlung besteht darin, daß man solche Nägel mit einem Messer oder zweckmäßiger noch mit einem Glasscherben allmählich dünner schabt, und wenn sie geschmeidiger geworden sind, sie mit Lanolin einreibt. Die Schmerzen verlieren sich dann bald. Solche Nägel sind aber häufig auch so trocken und spröde, daß sie sich der Länge nach spalten. Die Risse sind fein und erstrecken sich bis gegen das Nagelblatt; auch sie verursachen viel Schmerzen nicht nur beim Gehen, sondern selbst beim Liegen im Bett. Auch in diesem Falle kann man mit kleinen Mitteln leicht Abhilfe schaffen, wenn man nur frühzeitig eingreift. Man nimmt ein Fäßchen Verbandwatte und legt es auf den Riß im Nagel. Darauf bepinselt man ihn mit ein wenig Kollodium. Sobald dasselbe trocken geworden ist, legt man wieder ein Wattefäßchen darauf und pinselt wieder mit Kollodium auf und erhält so einen Riß, der den Nagel zusammenhält. Sollte er sich lockern, so muß von neuem Kollodium aufgetragen werden. Diesen Verband behält man so lange, bis der Riß über den Nagelrand gewachsen ist, was mitunter einige Wochen lang andauern kann.

Bästig sind auch die Blasen an den Füßen, die sich bei längerem Marschieren bilden. Sind die Blasen prall mit „Wasser“ gefüllt, so wäscht man den Fuß rein, nimmt eine Nadel, die man vorher in einer Flamme ausgeglüht hat, und durchsticht die Blasen an mehreren Stellen; man muß jedoch darauf acht haben, daß man nicht in die unter der Blase liegende Haut einsticht. Die Blasenflüssigkeit fließt aus und in kurzer Zeit ist das Weiden behoben. Die dicke Blasenhaut schneidet man aber ja nicht fort, sondern läßt sie da, weil sie das beste Schutzmittel für die unter der Blase liegende zarte Haut abgibt. Oft kommt es nur zu Anfängen der Blasenbildung, man sieht wohl die weißliche Haut, die sich von den geröteten Rändern abhebt, aber unter derselben ist nur wenig Flüssigkeit vorhanden; die Blase ist nicht prall gefüllt, sondern liegt nur flach da. Solche Blasen vergehen von selbst oder werden erst später zum Aufstechen reif.

Sehr häufig läuft man sich die Füße wund; die Haut wird durch den Druck des Stiefels oder das Reiben des Strumpfes durchscheuert. In solchen Fällen ist es am ratsamsten, frühzeitig, noch während des Marsches, einzugreifen. Man sollte auf weiteren Marschen antiseptisches Heftpflaster oder Zinkmullpflaster bei sich tragen. Merkt man die ersten Anzeichen der Durchscheuerung, so legt man sofort ein Stück Pflaster auf die wunde Stelle, wodurch sie geschützt wird. Im Quartier entfernt man das Pflaster, wäscht den Fuß rein und legt ein Lappchen mit Borlanolin oder Vaseline darauf. Leute mit empfindlicher Haut sollten auch im Sommer auf längeren Touren keine baumwollenen Strümpfe tragen; in diesen bilden sich unter Einfluß von Schweiß und Staub sehr bald harte Stellen, welche die Haut leicht durchscheuern. Wollene Strümpfe bleiben immer elastisch und weich.

Nicht so selten sind unter uns Menschen, denen die Füße bei einigermaßen längerem Marschen vertragen, ohne daß sie mit einem der erwähnten kleinen Leiden behaftet sind. Prüft man den Fuß solcher Personen genauer, so erkennt man bald, daß sie tatsächlich zu schwache Füße haben. Die Bänder, welche die einzelnen Fußknochen zusammenhalten, sind bei ihnen zu schwach und locker; auch den Muskeln fehlt häufig die nötige Spannung. Bei einiger Anstrengung wird bei solchen Personen das Fußgewölbe niedergedrückt und es stellen sich dann Plattfußbeschwerden ein. Diesen Schwachfüßigen kann geholfen werden durch Einlagen, welche das Fußgewölbe stützen. Das Richtige kann dabei nur ein Spezialarzt treffen.

Bayerische Landesväter.

Von Kurt Heilbut.

„Ich verstand von allem, was vorging, gar nichts,“ bekannte der Kurfürst Max Joseph von Bayern nach dem Friedensschluß zu Füßen, in dem er alle Erbschaftsrechte auf Oesterreich ausgab. Das gilt auch für andere Wittelsbacher, die nicht so ehrlich waren, das zuzugeben. Herr eines haben die Wittelsbacher, wie die meisten anderen Herrscher immer verstanden: herrlich und in Freuden zu leben.

Zwar mußte das Volk diese Freuden in der Regel teuer bezahlen. Aber wen kümmerte das? Der Deutsche, also auch der Bayer, ist in dieser Hinsicht stets ein geduldiges Schaf gewesen, und sein Elend und seine Schmach mußten schon arg zum Himmel schreien, ehe er sich dagegen empörte.

Wenn die Wittelsbacher Geld brauchten — und sie brauchten Ansummen für ihre Ausschweifungen — dann sand man schon ein

neues Mittel, um das Volk zu schröpfen. Oder man verkaufte einfach die „geliebten Untertanen“ ins Ausland als Kononenfutter. Die „Bayerischen Hofgeschichten“ von Karl Köhl wissen eine ganze Reihe solcher Fälle anzuführen. So wurde 1660 ein Regiment bayerischer Landesfinder an den König von Frankreich verschachtet. Von dieser „Ware“ war ja genug vorhanden und der Preis sank rasch infolge des starken Angebots: 1738, im Türkenkrieg, zahlte Oesterreich für jeden Bayern noch 36 Gulden. Acht Jahre später nur noch 24 Gulden.

1750 wurde ein Vertrag mit England abgeschlossen, nach dem im Kriegsfall Bayern 6000 Mann zu stellen hatte, von denen ausdrücklich ausbedungen war, daß sie in Holland bleiben und nicht wieder in ihre Heimat zurückkehren sollten. Dafür erhielt der bayerische Kurfürst jährlich 40 000 Pfund Sterling.

Noch im 19. Jahrhundert wanderten bayerische Soldaten und Millionen bayerischer Staatsgelder nach Griechenland, entgegen den ausdrücklichen Bestimmungen der Staatsverfassung, die vorschrieben, daß der Bayer nur zum Heeresdienst behufs Verteidigung seines Vaterlandes verpflichtet ist. Die der Staatskasse „enfremdeten“ Gelder mußte König Ludwig nach seiner Abdankung aus seiner Privatkassa wieder zurückzahlen. Zur Verherrlichung dieses griechischen „Freiheitskampfes“ baute Ludwig das schöne Tor auf dem Münchener Königsplatz, die Propyläen. Etwa zu gleicher Zeit, als dieses Denkmal fertiggestellt wurde, auf dem die Huldigung Griechenlands vor Ludwigs Sohn Otto dargestellt ist, vertrieben die Griechen den Wittelsbacher, der als Flüchtling in seine Heimat zurückkehrte.

„Man lobt den Tag nicht vor dem Abend,
Propyläen gebauet habend“,

schrrieb Martin Schleich als Moral zu dem griechischen Abenteuer, zugleich die partizipienreichen Dichtungen Ludwigs verspottend.

Selbst in den Zeiten größter Not dachten die Wittelsbacher nur an sich. Nach dem Einfall der Franzosen in Bayern zur Zeit der französischen Revolutionskriege weigerte sich der Kurfürst Karl Theodor, von seinen ungeheuren Barschaften auch nur das geringste für die Bedürfnisse des Landes zu — leihen, geschweige denn zu geben. Er sparte sein Vermögen für seine — natürlichen Kinder, deren Wohl ihm ausschließlich am Herzen lag.

Und dennoch konnten die Bayern noch von Glück sagen, daß der bayerische Thronanwärter Karl August von Zweibrücken rechtzeitig starb und sie wenigstens vor diesem Scheusal in Menschengestalt bewahrt blieben, das an Grausamkeit und Wollust kaum je übertraffen wurde. Von ihm erzählte unser Münchener Bruderblatt 1906:

Als einer seiner Leibtöchter einst durch ein Versehen die Laune des Allerhöchsten gestört hatte, befahl er ihn in sein Privatkabinett. Dort mußte sich der arme Teufel bis auf die Haut ausziehen, worauf der Landesvater ihn mit kräftigem Brantwein übergießen ließ und dann höchstselbst das Opfer anzündete. Während dieses Objekt des herzoglichen Privatvergnügens infolge der Brandwunden und der höfärztlichen Nachbehandlung verriekt wurde, ging es einem Leidensgenossen von ihm etwas besser. Ein Sekretär, der auch allerhöchst angebrannt worden war, konnte dem Unhold noch so rasch aus den Händen gerissen werden, daß ein Kammerdiener ihn mit feuchtem Dinger abzulöschen vermochte. Aber verstümmelt blieb auch dieses Opfer für seine Lebenszeit.

Einen „harmloseren“ Scherz leistete sich der Herzog einer geistreichen Dame gegenüber, die er an seinem Hof nicht leiden konnte. Er nahm ihre Hand, als ob er sie küssen wollte, und biß ihr mit den Zähnen den Zeigefinger entzwei.

In einem Punkt allerdings haben die Wittelsbacher hervorragendes geleistet: in ihren Ausschweifungen. „Bairer! schiß bei ihnen, so werden sie den Grisetten brav nachlaufen,“ schrieb die Herzogin von Orleans 1718 über ihre bayerischen Vettern. Und das gilt bis zu Ludwig I., dessen Verhältnis mit der Tänzerin Lola Montez dem deutschen König belanlich den Thron kostete. Das Treiben Ludwigs war so arg, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sich in einem Schreiben an ihn wandte mit der Bitte, „im Interesse der Monarchie“ mit der Tänzerin zu brechen. Das veranlaßte Heinrich Heine zu einem Spottgedicht, in dem er sich sowohl über die „Dichtkunst“ Ludwigs wie über die Kinderlosigkeit des Preußentönigs lustig macht:

Stammverwandter Hohenzoller,
Sei dem Wittelsbach kein Grollter,
Grolle nicht um Lola Montez,
Selber habend nie gekonnt es.

„Psui Teufel, ich möchte nicht mehr König sein!“ rief Ludwig, nachdem er die Abdankungsurkunde unterzeichnet hatte. Man denkt dabei unwillkürlich an einen anderen „königlichen“ Abschiedspruch aus neuester Zeit: „Nacht euren Dred alleene!“

Die Männer, die heute auf Bayerns Thron spekulieren, scheinen allerdings über das Königsgeschäft anders zu denken. Erstauulich aber ist es, daß es noch außerhalb des Adels und gewissen Schieberbüchsten Menschen gibt, die eine Rückkehr dieser Sippschaft ersehnen. Man sollte meinen, wir könnten heillos froh sein, daß wir diese Volksplage „von Gottes Gnaden“ endlich los sind.

Schamlose Heuchelei aber ist es, wenn diejenigen, die sich für ganz besonders deutsch und national gesinnt halten, für die Wittelsbacher eintreten, die von jeher mit den Franzosen geliebäugelt haben und auch heute noch hoffen, mit Hilfe des Auslands, der Franzosen und Ungarn, wieder auf den bayerischen Thron zu gelangen, ohne Rücksicht darauf, ob die Einheit des Deutschen Reiches dabei zum Teufel geht oder nicht.

Wissen und Schauen

Wenn man „aus dem Häuschen“ ist. Eine deutsche Redensart, deren Ursprung bisher nicht aufgeklärt war, ist das Wort „aus dem Häuschen sein“. Jetzt weist Prof. Rieger in Würzburg darauf hin, daß man in der erwähnten Redensart eine Entlehnung aus dem Französischen zu erblicken habe. Die französischen Wörterbücher erweisen nämlich, daß „Petites-Maisons“ (Kleine Häuser) ursprünglicher Name eines Irrenhauses in Paris, in die allgemeine Bedeutung „Irren- oder Tollhaus“ übergegangen ist. Loger oder mettre aux Petites-Maisons: jemanden für verrückt halten oder ausgeben und un échappé des Petites-Maisons: ein aus dem Tollhaus Entspringener sind in der Umgangssprache beliebt und waren es schon im 18. Jahrhundert. Erst aus dieser Zeit aber scheint auch unsere Wendung „aus dem Häuschen sein“ zu stammen. Wenigstens bringt das Deutsche Wörterbuch kein Beispiel aus früherer Zeit. Bedenkt man nun, wie sehr gerade damals die Gebildeten unseres Volkes im Banne der französischen Sprache und Anschauung standen — ein französischer Brief des Alten Fritz enthält die Redensart „mettre aux Petites-Maisons“ —, so hat Riegers Vermutung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich.

Die Geschichte des Ei des Kolumbus. Ist zwar zu einer allgemein gebrauchten Redensart geworden, aber die Wissenschaft muß doch bei aller Verehrung für den Entdecker Amerikas großen und berechtigten Zweifel dazwischen setzen, daß er wirklich der erste gewesen ist, der die Kreisfrage, ein Ei auf einer glatten Fläche auf die Spitze zu stellen, in der bekannten Weise gelöst hat. Die Quelle, der wir die Geschichte vom Ei des Kolumbus verdanken, ist die 1565 erschienene „Geschichte der neuen Welt“ von Benzoni. In einem Werk aber, das schon 10 Jahre früher erschien, in den berühmten Künstler-Biographien des Giorgio Vasari, ist dieselbe Erzählung mit einer anderen Persönlichkeit verknüpft. Nach Vasaris Bericht im Leben des Filippo Brunelleschi bewarb sich dieser geniale Baumeister 1421 mit anderen Architekten darum, die Kuppel auf dem Florentiner Dom aufzufüllen. Die anderen aber behaupteten, sein Plan wäre unausführbar, und forderten ihn auf, erst sein Modell vorzuzeigen, bevor ihm der Auftrag gegeben werden könne. Da fragte Brunelleschi die anderen, ob sie ein Ei mit der Spitze auf einen glatten Tisch stellen könnten, und als sie dies vergebens versuchten, trichtete er es an und stellte es so hin. Als sie dann sagten, so hätten sie es auch gelohnt, meinte er, so würden sie auch die Kuppel bauen können, wenn sie sein Modell gesehen hätten. Da diese Geschichte von Brunelleschi sprichwörtlich wurde und auch in Spanien als Redensart üblich war, ist sie nur auf Kolumbus übertragen worden.

Völkerkunde

Urzeitliche Völkerwanderung. In dem Flusse Trent wurde bei Hasfield in England im Jahre 1916 ein Schädel gefunden, der sich von den modernen und mittelalterlichen Typen stark unterscheidet. In der Kriegszeit wurde der Fund nicht sehr beachtet, und erst jetzt erfährt man Genaueres über diesen Urzeitmenschen, denn als solcher wird er angesehen. Der Schädel ist ein besonders hübsches Exemplar der Art, wie man sie bisher mit den Ausgrabungen der Bronzezeit zusammen vorfand. Professor L. Gladstone nimmt an, daß etwa um das Jahr 2000 vor Christo eine neue Rasse in England einwanderte, die großen Köpfe, aber von kurzköpfigem (brachycephalem) Bau, besaß. Sie dürfte verwandt gewesen sein mit der mitteleuropäischen oder alpinen Rasse, von der sich auch im südwestlichen Norwegen Abklieger erhalten haben. Diese Menschen brachten die Kunst der Bronzebearbeitung mit, die also in England von außen eingeführt worden ist. Bisher sah dort eine Bevölkerung mit kleinen und schmalen Köpfen, welche noch der Steinzeit angehörte. Alle Funde in den Gräbern aus der neolithischen Zeit weisen solche Köpfe auf. Die Einwanderung der Bronzemenschen, die vielleicht aus den Alpenländern kamen, ist wohl nicht ohne Kampf abgegangen, und die neuen Siedler dürften die Urbewohner zum größten Teile abgeschlachtet und ausgefressen haben. Mit den Resten trat dann eine Vermischung ein, vielleicht kamen noch weitere Einwanderungen, von denen wir nichts wissen, dazu, um die alte britannische Rasse zu bilden. In historischer Zeit wurde das Volk bekanntlich noch durch Zuwanderung von Dänen, Jüten, Angeln, Sachsen, Normannen weiter vermischt, so daß der heutige Engländer in sich Blut von den verschiedensten Ursprüngen vereinigt.

Naturwissenschaft

Geächtete Tiere. Der Mensch hat gewisse Tiere in Acht und Bann getan, und es gibt nichts Scheußlicheres für ihn als eine Kröte oder eine Eidechse. Fragt man aber nach den Gründen, aus denen diese Geächteten der allgemeinen Abhau und Verfolgung unterliegen, so findet man, daß hier in vielen Fällen ein großes Unrecht begangen ist. Wie viele Käfer, Raupen, Würmer, von denen man sich mit Ekel abwendet, sind harmlos und sogar sehr nützliche Tiere. Besonders das Schlangengeschlecht scheint noch immer dem alten Fluch zu unterliegen, der von den Zeltten der Urmutter Eva auf ihm lastet. Warum würden sonst so viele Blindschleichen alljährlich ermordet werden? Warum würde man sonst der reizenden Eidechse, der anmutigen Ringelnatter so grausam den Krieg erklären? Die Blindschleiche ist ein sehr nützliches Mitglied der Natur, denn sie nährt sich ausschließlich von Insekten und ähnlichen kleinen Tieren, die sehr

häßlich sind. Auch die Ringelnatter ist von den wirklich giftigen und gefährlichen Vipern in ihrer Kopfform und ihrer Zeichnung durchaus verschieden. Ein anderes Geschöpf, das ganz grundlos dem Fluch der Verachtung anheimfällt, ist die Kröte. Die Dichter nennen sie „mit Vorliebe „scheußlich und giftig“, aber die Gärtner erkennen mehr und mehr, von wie großem Wert die Kröte als Vernichter schädlicher Insekten ist, und sie bauen den Kröten sogar kleine Häuschen, um sie an ihre Beute zu fesseln. Unter den Säugetieren ist das Wiesel ein solcher Ausgestoßener, der unter einem Vorurteil viel zu leiden hat. Das Wiesel richtet vielleicht nie und da kleine Schädigungen an, aber diese sind gar nicht der Rede wert gegenüber dem großen Nutzen, den dieser schnelle und geschickte Nager durch die Vertilgung von Feldmäusen und Ratten verursacht.

Himmelskunde

Die Atmosphäre des Mondes. Unser nächster Himmelskörper, der Mond, beschäftigt die Astronomen immer noch mehr, als der Vaie denken sollte. Wir sind offenbar mit ihm noch lange nicht fertig. Neuerdings ist die Ansicht aufgetaucht, daß der Mond durchaus nicht, wie man früher vermutete, ein Kind der Erde sei, sondern vielmehr ein ursprünglich selbständiger Planet, der von der Erde eingefangen worden wäre. Nach dieser Vorstellung ist er auf seiner Bahn um die Sonne einmal der Erde zu nahe gekommen und von dieser gezwungen worden, sich fortan um die Erde zu drehen. Die sogenannten Krater des Mondes hält man auch nicht mehr für vulkanische Bildungen, sondern für Einsturztrichter, entstanden daraus, daß andere Weltkörper, kleine Planeten oder Meteoriten, in die noch weiche Masse des Mondes hineinstürzten und so den Mond allmählich vergrößerten. Man hat ähnliche Kraterformen kürzlich erzeugt, indem man Steine in einen Gips- oder Zementbrei fallen ließ. Ferner hat man neuerdings in diesen Kratern, z. B. im Cratosthenes und im Plato Erscheinungen gesehen, die man nicht als einfache Schatten von den Rändern her deuten kann. Einmal sind es helle strahlenförmige Streifen, ein andermal Verdunkelungen, die sich bei steigender Sonne dem menschlichen Auge anders darbieten müssen als sie es wirklich tun. Professor Pickering kämpft schon lange für das Vorhandensein einer Mondatmosphäre, er hat jetzt in dem Italiener Maggini einen Verbündeten gefunden. Er hält es für wahrscheinlich, daß der Mond in der Tat eine allerdings sehr dünne Atmosphäre besitzt. Die Dichtigkeit würde vielleicht nur den hundertfünftzigsten Teil der Erdatmosphäre betragen, aber vorausgesetzt, daß sie etwas Wasserdampf und Kohlenäure enthielte, wäre es möglich, daß dadurch für eine niedere Vegetation doch eine Existenzmöglichkeit bestände. So wäre also der Mond nicht ein so ganz toter Körper.

Gesundheitspflege

Umgangsformen und Hygiene. Die Formen, in denen Menschen miteinander verkehren, haben, von reinen Neuzerlichkeiten abgesehen, mannigfachen Ursprung. In der Hauptsache finden sie ihren Grund in dem einfachen Gebote der Rücksichtnahme auf den Nächsten. Man nimmt Rücksicht auf sittliche Gefühle, wenn man es vermeidet, in Gesellschaft anderer bestimmte Körperteile zu entblößen. Man nimmt Rücksicht auf das Schönheitsempfinden, wenn man gewisse Gebrauchsgegenstände beim Essen und Trinken, in der Art sich zu kleiden usw., beachtet. In der Beachtung der Umgangsformen kann man zu viel und rein Neuzerliches tun: das kennzeichnet den Fehltritt. Man kann auch zu wenig tun: das kennzeichnet den Flegel. Das richtige, wohl begründete Mittelmaß innezuhalten, ist dagegen eine Pflicht im sozialen Zusammenleben. Während man im allgemeinen feststellen kann, daß sich gute Umgangsformen mehr und mehr durchsetzen, ist es eigenartig, daß diejenigen Formen, welche durch die Hygiene geboten sind, nur schwer Eingang finden. Und gerade diese sind die wichtigsten. Es müßte z. B. selbstverständlich sein, daß ein leicht Fiebernder nicht in Gesellschaft geht, kann er doch nicht wissen, ob die Erhöhung der Blutwärme nicht ihren Ursprung in einer ansteckenden, auf andere übertragbaren Krankheit hat. Sehr viel schlimmer aber ist es, wenn ein mit Husten befallener Mensch ohne jede Vorsicht mit offenem Munde loshustet. Es gibt eine Anzahl Krankheiten, die dadurch übertragen werden, daß seine, beim Husten in die Luft gespritzte Tröpfchen zur Einatmung seitens eines Gesunden gelangen. Dahin gehören z. B. die Masern, die Grippe, der Keuchhusten, Scharlach, Diphtherie, Gelenkrheumatismus. Die mit den Tröpfchen ausgehusteten Bakterien werden durch Nase oder Mund eingeatmet, siedeln sich auf dem neuen Nährboden (Mandeln, Nachen, Hals und Lunge) an und führen zu einer Neuerkrankung. So können ganze Epidemien entstehen. Bei der Tuberkulose ist die sogen. Tröpfcheninfektion die häufigste und gefährlichste Art der Übertragung der Krankheit. Wenn man bedenkt, daß es ein leichtes ist, Kindern im Elternhause und in der Schule beizubringen, daß sie bei jedem Hustenanfalle den Handrücken vor den Mund halten, den Kopf wegdrehen und zurücktreten, so nimmt es wunder, daß diese einfache Umgangsform, die hygienisch fest begründet und deren Beachtung so wenig schwierig ist, noch recht wenig Eingang gefunden hat. So mancher Krankheitsfall würde nicht zur Entstehung kommen, wenn die Umgangsformen sich auch auf das Gebiet der Hygiene ausdehnten.

Der ist kein Bürger, der nicht die eigene Sorge vergift in der Not des allgemeinen. Geilparzer.